



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

- o. W. - Berliner Briefe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

gebene, Dienstboten. — Der Verkehr mit den Behörden. — Eingeführte Gesetze der internationalen Artigkeit.

Drittes Buch. Gesetze der guten Gesellschaft betreffs besonderer Gelegenheiten. Briefwechsel, Besuche, Gesellschaften, Bälle u. s. w. — Betrachtungen über die gesellschaftlichen Gebräuche früherer Zeiten. — Fortschritte der Gesetze des guten Tons mit zunehmender Bildung der Völker u. s. w.

Es könnte trivial erscheinen, daß ich hier so sehr ins Einzelne eingegangen bin; ich möchte aber kein Mittel unversucht lassen, um meiner Uebersetzung auch bei Anderen, bei Vielen Eingang zu verschaffen, daß es sich hier um einen wichtigen, bei uns bis jetzt vernachlässigten Zweig der Erziehung handele.

Kein vernünftiger Grund liegt zu der Annahme vor, daß den romanischen Völkern eine besondere, uns von der Natur versagte Begabung zu dem *savoir faire* eigen sein sollte, wodurch sich z. B. die Franzosen bei allen übrigen Fehlern auszeichnen. Verwendete man bei uns dieselbe Sorgfalt auf diese Seite der Erziehung, so würde man wahrscheinlich dieselben, oder noch bessere Resultate erzielen.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier sofort einen besonderen Plan aufstellen, wie die Sache anzufassen wäre. Ich überlasse das Männern, deren Wirkungskreis sich direct auf die Erziehung der Jugend erstreckt, und welche besser als ich im Stande sind, für praktische Verwirklichung der angeregten Idee zu sorgen. Daß man die Wichtigkeit meiner Behauptungen bestreiten sollte, glaube ich kaum. Alle Diejenigen, welche oft und langdauernde Gelegenheit gehabt haben, mit den Bewohnern der südlichen Länder zu verkehren, werden mir Recht geben.

A.

## Berliner Briefe.

Berlin, den 16. Mai 1871.

Ob Sie, verehrter Freund, mit den verehrten Lesern der „Grünen“ zu den Feueranbetern des Wagner'schen Genius gehören, vermag ich natürlich nicht zu errathen; daß aber hier in Berlin die Gegensätze hart auf einander prallten, als es sich um den Messias der Musikwelt handelte, kann ich nach eigenstem Sehen, Hören, Schmecken und Fühlen bezeugen. Schon seit langer Zeit, scheint es, glimmte die brennende Wagnerfrage hier unter der Asche. Nicht, als ob es gerade die Männer gewesen wären, deren väterliche Wiege einst an den Ufern des Jordan gestanden, welche sich angelegen sein ließen,

das Feuer zu schüren. Im Gegentheil. Nicht Wenige von jenen, die von Asiens entlegener Küste stammen und denen Richard Wagner einst in so burlesker Weise den anatomischen, physiologischen und geruchsnerbösen Fehdehandschuh hingeworfen, nicht Wenige von ihnen standen seit Langem an der Spitze seiner hiesigen eben so freien, als kleinen und stillen Gemeinde. — Aber romantische und klassische Musikgeister gab es auch ohne diese Herren in Hülle und Fülle, die nicht dulden wollten, daß ein anderer Gott, neben dem ihren, verehrt und angebetet werde und gar manche persönliche Empfindung wie Mißstimmung trug wesentlich mit dazu bei, die feindseligen musikalischen Gefühle individuell zuzuspitzen.

Sie erinnern sich ohne Zweifel der seiner Zeit so plötzlich erfolgten Entfernung der bisherigen Operndirigenten von ihren Aemtern, der Kapellmeister Dorn und Taubert, die bis dahin noch keine Lust verspürt zu haben glaubten, *procul negotiis* über die Genüsse eines Ruhegehaltes nachzudenken. Es war das der erste Sieg unserer Wagnerfreunde, denen das Repertoire der königlichen Oper zu kärglich mit den Meisterwerken ihres Lieblings-Propheten ausgestattet erschien. Es gelang ihnen, die sich höhern und höchsten Schutzes erfreuten, mit Hülfe einiger „Feenhände“, sich in Kapellmeister Eckert aus Karlsruhe eine frische Kraft zu verschreiben, die nun in gewünschter Fülle tannhäuferte, lohengrante und meisterfang. Nachdem so die erste Etappe gewonnen, galt es, einen großen Schlag zu thun, um nach dem Jünger den Messias selbst in Scene zu setzen.

Was man hier Alles für Wagner gethan, übergehe ich füglich, da die Tagesblätter hinlänglich darüber berichtet haben. Was aber hervorgehoben zu werden verdient, ist, daß es wiederum hauptsächlich „das Judenthum“ gewesen, dem doch der Componist selbst alles tiefere Verständniß für seine Musik absprechen zu müssen geglaubt hat, welches ihm die Triumphe bereitete, in deren Genuß er hier schwelgen durfte. Diese herb verleumdeten Kinder Abrahams schienen sich vorgenommen zu haben, den Meister unter Rosen zu ersticken oder durch Ansammlung feuriger Kohlen auf seinem Haupte zu verbrennen oder sonstwie eine fein ausgedachte, raffinierte Rache an ihm zu üben — jedenfalls aber haben sie dargethan, daß an wirklich humanitärer Gesittung und Gesinnung, daß an vorurtheilsfreiem Blick und gerechter Anerkennungsfülle diese seine angeblichen Gegner, Neider und Lasterer dem Rheingold-Sänger unendlich überlegen sind. „Unsere Leut“ standen mit an der Spitze des geheimen musikalischen Revolutions-Comité, das seine Entrées bis hinauf in die höchsten Cirkel hatte und das Herrn von Hülsen, den klassisch-fühlenden General-Intendanten unserer Hoftheater, sogar veranlaßte, eine kleine Luftreise nach Leipzig an dem Tage zu unternehmen, an welchem er den Schimpf über sich ergehen lassen sollte, den Mai-Insurgenten und Hoch-

verrätther von 1849 in den geheiligten, allzeit gutkaiserlichen Räumen der Hofoper seine eigenen revolutionärsten Musikstücke dirigiren zu lassen.

Daß es darauf abgesehen war, Wagner zum General-Musikdirector zu ernennen, den Platz, den seit Meyerbeer's Tod Niemand mehr eingenommen, war ein Geheimniß, das, trotz aller halbofficiösen Ablehnungen, sich die Späßen auf den Dächern erzählten. Man schien sogar in den leitenden Kreisen entschlossen, über alle die Hindernisse, welche sich, wie die Generalintendantur, diesem Projecte in den Weg zu stellen den männlichen Muth zeigten, schonungslos zur Tagesordnung überzugehen. Allein es gab Kräfte und Mächte ersten Ranges, die man im kühnen Fluge siegesgewisser Phantasie in ihrer Widerstandszähigkeit und -Fähigkeit zu niedrig veranschlagt hatte — und so mußte die Krönung des musikalischen Zukunftsgebäudes vor der Hand unterbleiben.

Fast aber hätte dieser musikalische Krieg, der durch die betheiligten Kreise beinahe an den Zwist zwischen Gluck und Piccini erinnerte, in welchem bekanntlich sogar Marie Antoinette Partei ergriff, auch auf dramatischem Gebiete ein seltsames Nachspiel gefunden. Sie kennen das Kruse'sche Preisdrama „die Gräfin“, das sich seit der ersten Aufführung, die damals nicht ohne Sturm vorübergegangen war, trotz einer entsetzlichen Verballhornung von Regisseursgnaden, in ehrenvollster Weise auf dem Repertoir erhalten. Nun hatte das Stück das Glück, einer hohen Persönlichkeit, die lange in den Rheinlanden residirt, ein besonderes Interesse abzugewinnen, einer Persönlichkeit, die in nahen freundschaftlichen Beziehungen zu den Leitern des Wagner-Projectes stand. Nach Analogie der auch Wagner sehr geläufigen Weisheit: „haust Du meinen Juden, hau ich Deinen Juden“ argumentirte nun die Generalintendantur augenscheinlich so: „Aergert Ihr mich mit Wagner — ärgere ich Euch mit Kruse“ und flugs wanderte die „Gräfin“ in die theatralische Kumpelkammer, nachdem man drei bedeutungsschwere Kreuze auf ihren geduldigen Umschlag gemalt. Aber sei es nun, daß die österliche Nähe des Auserstehungstages noch nachwirkte, sei es, daß der Himmelfahrtstag seine Schatten vorauswarf . . . sicher ist, daß eines Tages ein „allerhöchster Befehl“ als quos ego! in der Theaterkanzlei eintraf, um die kaum entschlumerte „Gräfin“ zu neuem Leben aufzuwecken. Die Kruse'sche Tragödie kommt erst jetzt zu gebührender Geltung, und vermag die häufig klassisch-böden Räume des Schauspielhauses dauernd dicht zu bevölkern.

Doch genug von allem Theater-Krieg in einer Zeit, in welcher der neue „Frankfurter Friede“ alle Herzen erfüllt, der wie Minerva gewappnet dem Haupte des Reichskanzlers entsprang. Die schnelle Ordnung der in Brüssel so lang verschleppten Verhandlungen ist freilich nicht — wer sollte es glauben — nach Jedermanns Geschmack in Deutschland. Es giebt hartgesot-

tene Fortschrittler in ziemlicher Anzahl, welche es dem Fürsten nicht verzeihen, daß er ihnen wiederum eines ihrer Lieblings-Raisonnir-Themas weggenommen hat, und unsere guten Freunde vom „schwarzen Centrum“ im Reichstage, die Jedem erzählen, der nur sein Ohr dazu leihen mag, wie sie von Bismarck in Sachen der „Grundrechte“ schmählich hintergangen und getäuscht worden seien, weil er sie im Stillen zu jenen Anträgen aufgemuntert und dann plötzlich im Stich gelassen habe, um sie um so sicherer zu verderben, auch diese Centralmenschen sind nicht Meister genug im Mienenspiele, um sofort ein freudiges Gesicht hervorzukehren, nachdem dem Fürsten das Große in so überraschend kurzer Zeit gelungen.

Und dennoch, muß man gestehen, fehlt es sonst diesen Herren und ihren Organen weder an Scharfsinn, noch Witz, noch an anerkannter Wertigkeit gelegentlicher Selbstperiffilage. So war das kleine, aber ganz gut geschriebene Blättchen, die „Germania“, welches sie hier als „deutsches Volksblatt“ durch Kaplan Majunke herausgeben lassen, von der „Berliner Börsenzeitung“, die ihren Namen mit Recht führt, als „ultramontan, klerikal und jesuitisch“ an den Pranger gestellt worden. Augenblicklich ergriffen die Gelehrten der „Germania“ die Gelegenheit bei der wallenden Stirnlocke und ließen in dieselbe Börsenzeitung folgendes Inserat einrücken: „Germania, katholische Zeitung für das deutsche Volk, Preis 2c. (wir wollen Herrn Majunke hier keine Reclame machen!), Tendenz: Ultramontan; Haltung: klerikal; Stil: jesuitisch!“ Der Witz hatte keine üblen Folgen, denn unsere blasirten Börstianer fanden die Annonce so pikant, daß sich sofort ein Duzend bereit hielt, den billigen Abonnementspreis zu zahlen, um selbst einmal zu prüfen, wie sich „jesuitischer Stil“ in der Sprache Luthers ausnehme. Auf diese Weise mußte Herr Majunke einen Angriff auszunützen, der ihm eigentlich schaden gesollt. Ich kann nicht anders, aber ich finde diese Art, von der Gastfreundschaft eines Concurrrenz-Organs zu profitiren, viel geistreicher und amüsanter, als die unwirthliche Form, in welcher der Berliner Magistrat dem Reichstage für seine geselligen Zusammenkünfte die Benützung der obern Räumlichkeiten des Rathhauses abschlug, weil der Baumeister der Ansicht sei, daß durch diese Benützung die Decorationen dieser Säle leiden könnten. Ja, das hätte man gleich sagen müssen, daß man die Rathhausräume nur gebaut, damit sie nicht benutzt würden, nur um dem Loos alles Schönen auf der Erde zu entgehen. Aber so ist es immer — wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie immer klüger, als da sie hingingen.

— o. W. —